

ORDEN POUR LE MÉRITE  
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

EINUNDDREISSIGSTER BAND

2001 – 2002

WALLSTEIN VERLAG

# VORTRAG VON FRITZ STERN

FRITZ STERN

»EIN NEUES LIED, EIN BESSERES LIED!«

---

Herr Bundespräsident, Herr Staatsminister, Herr Ordenskanzler, Excellenzen, meine sehr verehrten Damen und Herren!

Es ist nicht mein Lied, es ist ein Teil von Heines *Deutschland. Ein Wintermärchen*

Ein neues Lied, ein besseres Lied,  
Oh Freunde, will ich Euch dichten!  
Wir wollen auf Erden schon  
Das Himmelreich errichten.

Wir wollen auf Erden glücklich sein,  
Und wollen nicht mehr darben;  
Verschlemmen soll nicht der faule Bauch  
Was fleißige Hände erwarben.

[...]

Ein neues Lied, ein besseres Lied,  
Es klingt wie Flöten und Geigen!  
Das Miserere ist vorbei,  
Die Sterbeglocken schweigen.

Die Jungfer Europa ist verlobt  
Mit dem schönen Geniesse  
Der Freiheit, sie liegen einander im Arm,  
Sie schwelgen im ersten Kusse.

Und fehlt der Pfaffensegen dabei,  
die Ehe wird gültig nicht minder –  
Es lebe Bräutigam und Braut,  
Und ihre zukünftigen Kinder!

Mit diesem Gedicht bin ich als Kind aufgewachsen, vom Vater vorgelesen, in einem Land, das einem brutal entfremdet wurde. Heine zog mit uns in ein fernes Land, sein Schicksal im Exil hat das von vielen Deutschen, Juden und Christen, vorweggenommen. Als ich am Weihnachtsabend des letzten Jahres das Gedicht, wie schon oft vorher, wieder las, hielt ich bei diesen Strophen an: War die Neubegründung des Ordens durch Theodor Heuss, dessen 50-jährige Wiederkehr wir heute feiern, nicht so ein Moment des neuen Liedes, des besseren Liedes? War nicht überhaupt das Rettende in der deutschen Geschichte, das immer wieder Aufkommen von Hoffnung auf eine bessere, freie Welt, auf eine friedliche Welt der Freiheit, ein Europa der Freiheit?

Heine war stets und für viele Deutsche ein Ärgernis: Er liebte sein Land und dessen Sprache, er hasste das preußische Regime der Unterdrückung, die Zensur, die Heuchelei, die Servilität des Untertans. Verletzend war die Bloßstellung von Tabus, dieses Bild der deutschen Wirklichkeit. Er verband heiligen Traum mit frivolem Spott. Als frivol wurde er beschimpft, wohl nicht ganz zu Unrecht. Golo Mann, Ordensmitglied, hat ihn verstanden, zitierte Nietzsche, ein verwandtes, aber noch viel mehr missverstandenes Ärgernis: »Man wird einmal sagen, dass Heine und ich bei weitem die ersten Artisten der deutschen Sprache gewesen sind ...« Mann fügte hinzu: »Heine hat die deutsche Prosa bereichert, sie aufgelockert, sie mit einem Schlag modern gemacht.« Aber gerade mit der geistigen Modernität taten sich Deutsche stets so schwer.

Sein Wintermärchen mit all den herrlichen Sticheleien gegen preußisch-kirchliche Gegenwart war sowohl zeitgemäß wie vorausahnend. Wie er hofften damals viele Deutsche auf ein Ende von monarchisch vorgeschriebener Unmündigkeit; sie lebten in einer Gedankenwelt, in der nationale Gefühle und liberale Prinzipien zusammengehörten. Heines Traum von einem freien, emanzipierten, friedlichen Europa – an der Spitze »meine Deutschen und die Franzosen, die beiden auserwählten Völker der Humanität«, wie er sie in seiner Vorrede bezeichnete – entsprach fortschrittlich-bürgerlichen Hoffnungen. Aber zukünftige Gefahren ahnte er sehr wohl. Wird ein ungestümes Deutschland einem Machtrausch erliegen, oder wird es zu einem »furchtbaren Zweikampf« zwischen Proletarierwollen und Bourgeoisie-Regime kommen? Vorausahnend schließlich auch seine eigene Existenz als die eines im Exil lebenden, grollenden Liebhabers eines Vaterlandes, das ihn verleumdete. In seinem Traum von einem neuen Europa, einem Europa der Freiheit und Brüderlichkeit spiegelte sich der Glaube so vieler fortschrittlicher Europäer. Er war ein Dichter, ein Künstler, kein politisch denkender oder gar agierender Mensch, er war kein Tocqueville, um einen Zeitgenossen zu erwähnen. Er spürte die Sehnsucht für etwas Besseres, für ein neues Europa, und fürchtete doch, dass seine Welt in einer »modernen Tragödie« enden könnte. Ein freier, herrlicher, überschäumender Geist, der mal aus Liebe, mal aus Hass Hoffnung und Warnung ausdrückte vor dem, was noch bevorstand.

Heine verfasste *Deutschland. Ein Wintermärchen* zwei Jahre nach der Gründung des Ordens Pour le mérite; er mag von dem neuen Orden nichts gewusst haben, obwohl zwei seiner Freunde, Felix Mendelssohn-Bartholdy und Giacomo Meyerbeer, zu den zuerst ernannten Ordensmitgliedern gehörten, beide übrigens aus dem gleichen Milieu des ungewissen Judentums. Unvorstellbar, dass Heine einer solchen Anerkennung für würdig gehalten worden wäre, abgesehen von seinen boshaften Anspielungen auf den König und dessen Religiosität. Eine Pension hat er vom französischen Bürgerkönig heimlich angenommen, einen Orden vom preußischen König hätte er nicht annehmen können.

Er hatte den Geist des Gründers des Ordens zu Unrecht verhöhnt. Der Entschluss Friedrich Wilhelms IV. vor 160 Jahren – am 31. Mai 1842 –, »dem Orden Friedrichs des Großen Pour le mérite, welcher seit langer Zeit nur für das im Kampfe gegen den Feind errungene Verdienst verliehen worden ist, eine Friedensklasse für die Verdienste um die Wissenschaften und Künste hinzu[zu]fügen«, entsprach seinem Vorsatz, Königtum und bürgerliche Gesellschaft enger zu verbinden. Er war bestrebt, das kulturelle Leben Preußens und Berlins zu fördern. Schon bei dem von Friedrich II. gegründeten Orden war der Einklang mit der europäischen Entwicklung klar, bewiesen auch durch seine zuletzt etwas unglückliche Verleihung an Voltaire. Die Gründung einer Friedensklasse, die dreißig deutsche und eine entsprechende Zahl von Ausländern vorsieht, und zwar von Männern, die sich »durch weit verbreitete Anerkennung ihrer Verdienste in der Wissenschaft oder in der Kunst einen ausgezeichneten Namen erworben haben«, das war eine wichtige Anerkennung der zivilen Gesellschaft, eine Anpassung an das europäische Leben. In Frankreich und England und auch in den dreizehn Kolonien in Nordamerika gab es schon längst ähnliche Institutionen.

Als Ratgeber des Königs und erster Ordenskanzler fungierte Alexander von Humboldt, der, nach seiner Reise durch Süd- und Nordamerika, von 1804 bis 1827 in Paris lebte, also die freiheitlichen und tyrannischen Strömungen der Revolution miterlebte. Wäre er noch vier Jahre länger geblieben, hätte er die zweite französische Revolution miterlebt und vielleicht auch den etwas aufsässigen Dichter-Flüchtling aus Deutschland getroffen. Humboldt wurde 1804 Mitglied der American Philosophical Society, einer von Benjamin Franklin gegründeten Gesellschaft »for the promotion of useful knowledge«. Das amerikanische Vorbild mag ihn bestärkt haben, wobei Nützlichkeit im amerikanischen Sprachgebrauch schon sämtliche Wissenschaften mit einbezog. Die Verbindung von »Nützlichkeit« und Wissen mag vielleicht schon damals als sehr amerikanisch empfunden worden sein.

Herr Fuhrmann, unser Vizekanzler und unübertrefflicher Kenner der Ordensgeschichte, hat mit Recht betont: »Friedrich Wilhelm IV., Schöpfer und Schützer des Friedens-Ordens, und Alexander von

Humboldt, der Kanzler, bewiesen eine glückliche Hand.« So erlaubte der König den Ordensträgern, neue Mitglieder vorzuschlagen – ein Hauch von demokratischer Sitte, üblich in Akademien und vergleichbaren ausländischen Institutionen. Einige seiner Zeitgenossen empfanden dieses Prinzip als unpassende Schrumpfung monarchischer Macht. Königlichen Einfluss gab es wohl bis zum Ende der Hohenzollern-Herrschaft, bewiesen bereits am Anfang in der Wahl von Fürst Metternich. Aber Toleranz zeigte der König zumindest Ausländern gegenüber; unter ihnen gab es zwei Physiker, den Franzosen Arago und den Italiener Leone Melloni, beides Verfechter von freiheitlich-republikanischen Ideen. Im europäischen Geistesleben wurden damals Wissenschaft und Freiheitsbestrebungen als zwei Seiten derselben Medaille angesehen: Ziel war Entfesselung des Einzelnen wie Freiheit der Wissenschaft, ein Erbe der Aufklärung, mit antiklerikalen Untertönen. Charles Darwin wurde bereits 1868 in den Orden gewählt; heute würde er in Texas keine Wahl mehr gewinnen. Der große englische Historiker Thomas Macaulay, ein begeisterter Whig-Liberaler, wurde 1853 in den Orden aufgenommen. Wer mag ihn vorgeschlagen haben, wer hat ihn wohl gelesen? Preußens eigener Leopold von Ranke erhielt den Orden erst 1855, Ordenskanzler wurde er 1867. Nicht alle, die wir heute als Große betrachten, waren vertreten; Jacob Burckhardt, in mancher Hinsicht Rankes Gegenpol, wurde nicht gewählt.

Im Folgenden werde ich mich mit einigen wenigen Ordensmitgliedern befassen, solchen, die den Orden und seine Zeiten erhellen. Der Orden lebte ja in verschiedenen Epochen, er war und ist ein Spiegelbild deutscher Geschichte, wobei mir das exklusive Sich-Befassen mit deutscher Geschichte immer fragwürdiger erscheint. Die Nationalgeschichte muss den größeren Kontext berücksichtigen. Auch in Zeiten des selbstbewussten Nationalstaates gab es einen alles durchdringenden europäischen Kontext; schon in seinem Namen und seiner Zusammenstellung weist der Orden darauf hin. Zu allen Zeiten wussten Künstler und Dichter, oft ohne es zu artikulieren, dass sie in einer europäischen Welt lebten, genau wie es die Akteure der Wirtschaft wussten. Wir brauchen jetzt eine Europäisierung nationaler

Geschichte, nicht als Gebot heutiger Politik, sondern als Anerkennung, »wie es eigentlich gewesen«, um an Rankes bescheiden gemeinte Forderung zu erinnern.

Im deutschen Vormärz gab es viele Varianten, aber das gemeinsame Ziel war Einigkeit und Freiheit, verankert in einer Verfassung, die die Grenzen der Staatsmacht wie die Rechte der Bürger festlegen sollte; all dies stand im Einklang mit westeuropäischen Vorbildern. Alexander von Humboldt teilte diese Hoffnungen, sie waren das »bessere Lied«. Anders ausgedrückt, man wollte einige der Errungenschaften der Französischen Revolution, in gezähmter, friedlicher Art; man hoffte auf eine bürgerliche Welt, die den feudalen Ständestaat ablösen würde. Die Zeit des monarchischen Absolutismus war abgelaufen, unvereinbar mit einem von Bildung und Besitz geprägten aufkommenden Bürgertum.

Die Revolutionen von 1848, die ganz Europa, mit Ausnahme der Randstaaten Großbritannien und Russland, erfassten, waren ein einziges Aufbrausen freiheitlicher Kräfte, die sich von Restauration und Repression befreien wollten. Wer Osteuropa 1989 erlebt hat, der kann die ersten Tage von 1848 nachfühlen. Der Erfolg kam schnell, zu schnell, und dramatisch; die alten Mächte wurden weggejagt; Fürst Metternich, wohl samt Orden in der Schatulle, befand sich, verkleidet, auf der Flucht nach London. Aber der Erfolg von 1989 blieb aus, die liberale Mitte, die an einen friedlichen Sieg der Vernunft glaubte, musste ihre Hoffnungen begraben unter der Macht des wiederauferstandenen alten Regimes. Politik war härter, stärker durch Macht bestimmt, als man es sich erträumt hatte. Die Frankfurter Grundrechte entsprachen den Bürgerrechten des Westens, aber an den konkreten Fragen von nationaler Einheit und sozialer Ordnung, scheiterte die bürgerliche Mitte, verunsichert wegen der Angst vor den Ansprüchen der unteren Klassen. In dem Zusammenbruch der Revolution zerschellten die Hoffnungen auf das bessere Lied.

Im Leben zweier Männer, die die Zukunft mitbestimmen sollten, Bismarck und Karl Marx, war 1848 die entscheidende Erfahrung: Bismarck war erschüttert über die Zerbrechlichkeit des monarchischen Regimes, der herkömmlichen Ordnung; Marx erkannte die



Feigheit des Bürgertums. Beide entdeckten ihren gemeinsamen Feind, die Liberalen, die sie als schwache Phrasendrescher verachteten. Als Friedrich Meinecke 1946 versuchte, *Die deutsche Katastrophe* zu verstehen, die »Entartung deutschen Menschentums«, schrieb er: »Wäre es gelungen ... die nationale Einheit auf dem Wege der Frankfurter Nationalversammlung von 1848/49 zu gewinnen, so wäre die deutsche Gesamtentwicklung viel mehr im Kontakt mit der westeuropäischen Entwicklung verlaufen, als es jetzt geschah. ...« Die Reichsgründung aber kam auf preußisch-militärische Weise, und Meinecke stellte fest: »... die entscheidende Deviation von den westeuropäisch-liberalen Ideen war nun erfolgt.« Es gab ihn, den deutschen Sonderweg, es gab ihn nach 1850, und noch viel markanter nach 1871. Diese Abweichung wurde schon im Kaiserreich von einsichtigen Menschen empfunden und beklagt: Man war modern in Wirtschaft und Wissenschaft, verbunden mit der europäischen Entwicklung, aber in Hinblick auf Politik und zivile Gesellschaft gab es eine entgegengesetzte Entwicklung: Man denke nur an die Rolle und das Prestige des englischen Unterhauses, verglichen mit dem deutschen Reichstag, dieser so genannten Schwatzbude; man erinnere sich an die Stellung des Militärs in Politik und Gesellschaft im Kaiserreich.

Bismarck, diesem Künstler der Gewalt, gelang – dem älteren preußischen Rezept der Revolution von oben folgend – eine Neugestaltung Deutschlands: die Gründung des zweiten Deutschen Reiches, eine neu erfundene Mischung von monarchischer Macht, Rechtsstaat und demokratischen Anfängen. Sein Triumph und seine kurzfristige Kompromissbereitschaft waren für viele seiner ehemaligen Gegner verführerisch; sie fingen an umzudenken, wie auch spätere Erfolge in Deutschland zu fatalem Umdenken geführt haben. Nicht ohne Grund hat Nietzsche bereits in Hinblick auf 1871 gewarnt: »Ein großer Sieg ist eine große Gefahr«, ein Satz, der bis heute relevant ist. Aber nicht alle Deutschen haben sich diesem Erfolg gebeugt. So wurde der Orden *Pour le mérite* zwei der prominentesten Gegner Bismarcks verliehen, die bei aller Freude über die deutsche Einheit ihrer liberalen Gesinnung treu blieben.

Theodor Mommsen, begeisterter 48er, kurzzeitig ins Exil verbannt, wo er sein Meisterwerk, die *Römische Geschichte*, zu schreiben begann, gab nie seinen Glauben an die notwendige Synthese von Einheit und Freiheit auf, wie sie ja auch in westlichen Ländern bestand. Er war 1861 Mitbegründer der deutschen Fortschrittspartei, als solcher Mitglied des preußischen Landtags, ein erbitterter Feind Bismarcks, als diesem, wie er selber sagte, Thron und Galgen gleich nahe standen. Und trotzdem: im Jahre 1868, also nach Bismarcks erstmaligem Triumph, wurde Mommsen in den Orden gewählt; er begrüßte die Reichsgründung 1871, wohl als eine Art willkommenen Wechsel auf zukünftige Entwicklungen. Als Gegner kirchlicher Autorität und als ein dem Christentum fernstehender Mann unterstützte er Bismarcks Kulturkampf – aus *seiner* freiheitlichen Sicht, nicht aus Bismarcks politischer Sicht. In den achtziger Jahren bekämpfte er im Reichstag Bismarcks autoritären Herrschaftsstil, Ausdruck allgemeiner Menschenverachtung und seiner Geringschätzung deutscher politischer Begabung. Mommsen blieb ein Verteidiger des liberalen Grundsatzes. Der Staat sollte nicht nur äußere Macht darstellen, sondern existieren, um als sittliches Gebot die Freiheit des Einzelnen und seine Persönlichkeit zu schützen und zu fördern.

Mommsen, der Meister unserer Zunft, wollte eine große Vergangenheit, die er erforschte und neu deutete, der Gegenwart lebendig darstellen, wobei in seinem Stil eine jugendliche Leidenschaft für Poesie erkennbar ist. Das Auftauchen von Junkern und vom Proletariat im Römischen Reich, das heißt Mommsens Übertragung zeitgenössischer Begriffe auf die Vergangenheit, hat Altphilologen empört, aber die Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart um so drastischer gekennzeichnet.

Eng befreundet war er mit dem um einige Jahre jüngeren Adolf Harnack, der in seiner Begräbnisrede Mommsen als Patriot und Weltbürger schilderte. Vaterlandsliebe birgt auch Besorgnis, und Mommsen, spät im Leben Vizekanzler des Ordens, litt an seinem Land, bekämpfte auch den neu aufkommenden Antisemitismus: »... Deutschland bietet ein harmonisches Bild der Verfahrenheit.« In einem Brief an Lujo Brentano beklagte er: »Bismarck hat der Nation das

Rückgrat gebrochen.« Ein anderes Mal rief er: »Liebes, unmündiges Vaterland«. Sein Testament, 1948 erstmals veröffentlicht, ist eines der bewegendsten Urteile über das Deutsche Reich: »In meinem innersten Wesen, und ich meine, mit dem Besten, was in mir ist, bin ich stets ein *animal politicum* gewesen und wünschte ein Bürger zu sein. Das ist nicht möglich in unserer Nation, bei der der Einzelne, auch der Beste, über den Dienst im Gliede und den politischen Fetischismus nicht hinauskommt.« Er beklagte »diese innere Entfremdung mit dem Volke, dem ich angehöre«. Merkwürdig, wie zwischen dem strengen Asketen Mommsen und dem spottenden Heine, den Mommsen in seiner Jugend verehrte, doch eine verwandte aufklärerische Beharrung auf Emanzipation bestand.

Aufgrund seiner noch heute bewegenden und lesenswerten *Römischen Geschichte* erhielt Mommsen 1902 den Nobelpreis für Literatur. So war er der erste und, wenn man von der etwas fragwürdigen Verleihung an Winston Churchill absieht, der einzige Historiker, der dieser Ehrung für würdig gehalten wurde. Ich vermute, er wird auch der Einzige so Ausgezeichnete bleiben; und so können wir Historiker im Orden uns ungetrübt über jeden Nobelpreis für wirkliche Wissenschaftler und für wirkliche Schriftsteller neidlos freuen, denn wir wissen, dass das Höchste, was wir erreichen können, eine instabile Mischung von Wissenschaft und Kunst ist. Oder wie es Mommsen selbst ausgedrückt hat: »Der Geschichtsschreiber gehört vielleicht mehr zu den Künstlern als zu den Gelehrten.«

Der Orden wurde einem anderen großen Wissenschaftler und Gegner des autoritären Staates verliehen: Rudolf Virchow erhielt ihn 1901, in seinem 80. Lebensjahr, kurz vor seinem Tode. Virchows Werk *Die Zellulärpathologie* erschien 1858, und sehr bald wurde er weltweit als einer der wichtigsten Pioniere der wissenschaftlichen Medizin gefeiert. Aber er war außerdem ein Streiter für soziale Gerechtigkeit, für das Recht auf ein menschenwürdiges Leben, gerade auch der unteren Schichten, deren Los er als Arzt kannte. Der 27-jährige Virchow war 1848 ein glühender Revolutionär, und seine Briefe an seine besorgten, antirevolutionären Eltern bezeugten sein Engagement, und zwar im Sinn und in einer Sprache, die deutlich

an Heine anklingt: »Der größte Teil der Menschen hat schon lange nicht mehr an die Hölle geglaubt, jetzt fängt man an, auch den Himmel für sehr unsicher anzusehen. Man wünscht daher, dass die Armen und Unterdrückten, welche ihre Leiden hienieden trugen, weil sie im Himmel eine größere Belohnung finden sollten, schon auf Erden in einen glücklicheren Zustand versetzt werden und nicht erst auf die himmlischen Freuden warten sollen. Die Verbesserung des Wohls der Armen, ... der arbeitenden Klassen, war aber unter der bisherigen Staatsverfassung nicht möglich, weil in dieser der Wille des Königs allein Gesetz war. ... Sie wurden von den bevorrechteten Ständen stets unterdrückt. Deshalb haben wir die alte Verfassung gestürzt ... Unsere Revolution hat hauptsächlich zweierlei errungen: die Zerstörung des Militärstaates und die Vernichtung des Polizeistaates. Der letztere fängt jetzt schon wieder an, sich zu regen ... In Frankfurt, wo heute die Versammlung begonnen haben wird, wird es wahrscheinlich so bunt, wie in einer Judenschule hergehen, und die deutsche Einigkeit wird erst nach manchem harten Stoß zu Stande kommen.«

Nach dem Sieg der europäischen Reaktion machte er sich keine Illusionen: »Die Art, wie es jetzt in Preußen geht, die vollkommene Vernichtung der Gerechtigkeitspflege, die offizielle Immoralität, die organisierte Gewalttätigkeit – müssen sich natürlich immer krasser und bestimmter herausstellen, und es wird immer unerträglicher werden.« Das klägliche Ende hat ihn nicht entmutigt, er wurde Politiker des Gewissens, und arbeitete unermüdlich als Arzt und Forscher. Er wurde Mitbegründer der Fortschrittspartei, ein herausragender Gegner Bismarcks und ein Feind kirchlicher Macht und Orthodoxie, ein Mitsreiter in dem von ihm so benannten Kulturkampf. In New York wurde vor mehr als 100 Jahren eine Rudolf-Virchow-Gesellschaft für Mediziner gegründet, die dann nach 1933 von deutschen Emigranten zu einer wissenschaftlich bedeutenden Institution entwickelt wurde. Im Exil ist deutscher Liberalismus oft gepflegt und gefeiert worden.

Mommsen und Virchow waren Ausnahmen unter den Ordensträgern, aber es bleibt eindrucksvoll, dass zwei der ganz Großen der

deutschen Geschichte ihre Freiheitsliebe nie aufgaben – und es ehrt den Orden, dass er sie in seine Reihen aufgenommen hat. Beide Männer waren stolz auf deutschen Glanz in der Wissenschaft und tief enttäuscht von der politischen Entwicklung: Der deutsche Zwiespalt in Miniatur. Die Annahme, dass zwischen geistiger Leistung und politischer Entfremdung eine Verbindung besteht, wie es Befürworter des deutschen Sonderwegs manchmal angaben, erscheint mir abwegig.

Der Orden ist notgedrungen zeitgebunden; das galt sicher für die Kaiserzeit und mag für alle Zeiten gelten. Seine Wahlentscheidungen, die ja »weitverbreitete Anerkennung« berücksichtigen müssen, sind nie ganz frei von vorherrschender Meinung. Daher kann man von der Geschichte des Ordens auch Schlüsse sehr allgemeiner Art über frühere Werteinschätzung ziehen. Wahl und auch Nicht-Wahl bleiben aufschlussreich, wobei die notwendigen Akten zu einzelnen Wahlen leider fehlen. Zufall spielt eine Rolle, aber man sollte von den Nicht-Gewählten nicht einfach wegschauen. Der Orden hat den Aufbruch in Kunst und Literatur, der in den neunziger Jahren begann – man denke an die Repräsentanten des Impressionismus und Naturalismus, an die Berliner Sezession, an Gerhart Hauptmann und Frank Wedekind –, nicht gleich anerkannt. Schließlich musste man wohl auch Rücksicht auf den kaiserlichen Geschmack nehmen. Unverständlich bleibt das Fehlen von Theodor Fontane, dieses hervorragenden, ironischen Betrachters seiner Zeit. Auch die großen Romanciers des Auslands, wie z. B. Dickens und Flaubert, wurden nicht gewählt: War die Kritik an einer um Geld ringenden Klassengesellschaft zu anrühlich? Es gibt immer Große, die erst von der Nachwelt erkannt werden. So hat schon Stendhal geglaubt, dass er erst 100 Jahre nach seinem Tod verstanden werden würde, und Nietzsche, Verehrer von Heine und Stendhal, lebte mit Recht in einer Mischung von Resignation und Ahnung des späteren Prophetentums. Selbst unter Naturwissenschaftlern, wo Leistung meist mit objektiveren Maßstäben gemessen werden kann, fehlen viele Namen, wie Pasteur und Paul Ehrlich. Nun erwähne ich diese Lücken nicht als nachträgliche Besserwisseri, sondern aus dem Bewusstsein, dass solche Entscheidungen oder

Fehlentscheidungen im Wählen und Nicht-Wählen unvermeidlich sind, aus der Besorgnis, dass auch wir Heutigen ähnlichen Gefahren unterliegen. Diese Entscheidungen können lehrreich sein: dahingehend, wie leicht man Vorurteilen verfällt und dem Unbequemen ausweicht. Außerdem mildert das Bewusstsein von der Unvollkommenheit der Wahlentscheidungen den beklemmenden Zweifel über die eigene Wahl.

Das wilhelminische Reich war großartig im wirtschaftlich-technologischen Fortschritt, in den Naturwissenschaften erlebte es eine neue Geniezeit und erweckte weltweiten Respekt, auch Neid; in seinem geistigen Leben kamen die Klagen des Epigontums, in seinem politischen Leben offener und verdeckter Kampf, anachronistische Gebräuche und Strukturen, verharrend auf Gottesgnadentum. Der vorherrschende Militarismus, die Machtstellung des Militärs, wurde von vielen Deutschen und Ausländern bemerkt und beklagt. Der Kaiser verkörperte den Widerspruch seiner Zeit, begeistert von allem, was die Moderne an Machtgewinn brachte, den modernen Strömungen in Kunst und Literatur gegenüber verbohrt, voller Vorurteile und sie verachtend. In seinem so unpreußischen Auftreten, das durch Bravour und Schneidigkeit seine eigene Verunsicherung verbergen sollte, war er Repräsentant des von Nietzsche so kritisierten Reichsdeutschen. Er war schlechthin Vorläufer der deutschen Katastrophe.

Und doch gab es im Vorkriegsjahrzehnt eine Reihe eindrucksvoller Männer, die sich für innere Reform und sozialen Ausgleich einsetzten; es gab sie in der kaiserlichen Umgebung. Der Bekannteste von ihnen war Adolf Harnack, 1902 in den Orden gewählt; zwanzig Jahre später hat er ihn gerettet. Schon als junger Mensch hatte er eine einzigartige Position im deutschen Geistesleben, mit engem Kontakt zu den Spitzen der Gesellschaft. Bereits 1883, im Lutherjahr, hat der 32-jährige Theologe Luther als Befreier, als »Vater der Neuzeit« gefeiert – um ihn als Garant eines freien Christentums in der Gegenwart darzustellen. Als Theologe ohne Ordination, als führender Kirchenhistoriker rein wissenschaftlicher Orientierung, der das Wesen des Christentums und seine Entwicklung in historisch-kriti-

scher Weise, frei von aller Orthodoxie, erforschte, war er ein Dorn im Auge des evangelischen Oberkirchenrats. Trotzdem wurde er Theologie-Professor in Berlin, bemühte sich um Annäherung von Kirche und Modernität und wurde zum Hauptvertreter des Kulturprotestantismus, einer Synthese von dogmenfreiem Christentum mit deutschen Bildungsidealen, politisch dem Liberalismus nahe stehend. Er unterstützte Friedrich Naumanns Ringen um eine Kirche, die sich endlich um die soziale Frage, die Not der Arbeiter, sorgen würde.

Harnack war weit mehr als nur ein Fachmann, er war ein einmalig einflussreicher Wissenschaftsorganisator, eng verbunden mit Friedrich Althoff, dem Meister des preußischen Hochschulsystems. Harnack wurden die wichtigsten Ämter übergeben, und so wurde er auch ein Vertrauter des Kaisers. Sein Platz am Hof verlangte eine Kombination von Fügigkeit und Selbstbehauptung; dem gebürtigen Balten gelang diese Mischung, und belohnt wurde er 1914, als der Kaiser ihm den Adelstitel verlieh.

Der Ausbruch des Krieges verlangte – schlagartig – politisches Engagement. Harnack wurde mit dem Entwurf des kaiserlichen Aufbruchs an das deutsche Volk vom 6. August beauftragt. Bald aber distanzierte er sich von vorherrschenden annexionistischen Gelüsten. Eine nur dem Sieg-Frieden verschriebene Politik, wie sie vom Militär und den Alldeutschen gefordert wurde, erschien ihm gefährlich. Hier entstand der deutsche Machtrausch, den Heine befürchtet hatte. Innerhalb der Eliten gab es einen Kreis von »Gemäßigten«, der die nach Hegemonie strebenden Kriegsziele als fatale Anmaßung ansah und der für einen bescheideneren Frieden plädierte; zu dieser ungenügend gewürdigten Gruppe gehörte er wie auch sein Schwager Hans Delbrück, Ernst Troeltsch und Friedrich Meinecke. Politische Einsicht und Vernunft erlaubten keinen Zweifel, dass eine fundamentale Änderung auch innenpolitisch geboten wäre; angesichts der Opfer, die alle Deutschen brachten, war das ungerechte preußische Dreiklassen-Wahlrecht nicht mehr länger tragbar. Nur weitgehende politische Reformen könnten das Kaiserreich erhalten. Dieser Kreis hatte Zugang zur Reichsführung, war aber schließlich

machtlos gegenüber dem Militär, der kaum verhüllten Diktatur von Hindenburg und Ludendorff. Die Gemäßigten befanden sich in der Mitte zwischen verblendeten, hasserfüllten Alldeutschen und einer in sich gespaltenen, aber immer radikaler werdenden Linken. Kein Wunder, dass Harnack den Wunsch äußerte, ein Buch über »die Psychologie der Mittleren« zu schreiben, ein herrlich heikles Thema.

Statt Reformen und einem Verständigungsfrieden kam der Zusammenbruch, und die Männer, die das Land in den Abgrund geführt hatten, dankten ab, spät, fatal spät, und ihre letzte Gabe fürs Volk war die Lüge über ihre Unschuld, war das Abwälzen jeglicher Verantwortung für die plötzliche Niederlage auf dunkle Kräfte, auf Linke und Juden, die dem siegreichen Heer den Dolchstoß gaben. So kam es zu einer sehr deutschen Revolution: einer von oben und unten, von oben durch das Abdanken des Kaisers und seiner Generäle, von unten durch Matrosen, die sich weigerten, ihr Leben für eine sinnlose Selbstmordaktion zu opfern, durch Millionen auf der Straße, die ein sofortiges Ende des Gräuels forderten, durch eine unbestimmte Gruppe von Radikalen, die eine soziale Revolution anstrebten, von der Friedrich Ebert sagte, er hasse sie wie die Sünde.

So kam es zum zweiten Mal zu einer deutschen Revolution im Schatten einer ominösen Revolution im Nachbarland: 1848 waren die Bürger verschüchtert durch die Erinnerung an die französischen Revolutionen, 1918 war die bolschewistische Revolution das Gespenst der Vielen, der Traum von Wenigen. Auch dies das Los »der verspäteten Nation«.

Nach Krieg und Niederlage konnte es nur zu einer Revolution der Furcht und ohne Freude kommen. Es war eine erzwungene Revolution in einer tief gespaltenen Nation. Umso erstaunlicher die Leistung, dass innerhalb eines verzweifelten Halbjahrs, in dem die Feinde dem geschlagenen Land einen harten Frieden aufzwangen, eine republikanisch-liberale Verfassung entworfen und angenommen wurde. Mit ihrer vollen Liste von Grundrechten entsprach sie den Wünschen früherer Generationen, vorbildlich für eine fortschrittlich gesinnte Gesellschaft – hätte es sie nur gegeben! Hier war das neue, bessere Lied – übertönt von Trauerchor und Hassgesängen.



Weimar ist heute zum Inbegriff des politischen Scheiterns degradiert, aber vorerst sei daran erinnert, dass in einer verwirrten und verzweifelten Zeit ein Dokument der Vernunft staatstragende Kraft erhielt. War es eigentlich eine Revolution? Im symbolischen Bereich bestimmt, und unter den alten Eliten gab es viele, die sich im ideellen Leben enteignet, politisch erniedrigt fühlten. Es war eine Revolution, die im Vertrauen auf Demokratie und Anstand zu große Kontinuität erlaubte, eine Republik, in der die wichtigsten Ämter, wie die in der Justiz, von Gegnern besetzt blieben. Erinnert man sich aber an das Ausmaß der durch den Tod von beinahe zwei Millionen Menschen entstandenen Trauer, erinnert man sich an die seelische und materielle Verwüstung durch einen verlorenen Krieg – dann erscheint der Anfang der Weimarer Republik in einem helleren Licht. Der Anfang und nicht nur das Ende sollte berücksichtigt werden.

Der Orden passte nicht in die neue Welt. Für ihn war es ein Segen, dass Harnack, 1920 zum Ordenskanzler gewählt, sich zur Republik bekannte und, staatstreu, wie er war, ihr diente. Im Herzen blieb er wohl ein Monarchist, aber anders als die meisten deutschen Professoren verlor er sich nicht in Trotz und Traum, sondern akzeptierte die Republik als Verwirklichung des erwünschten Volksstaates. Am nächsten stand ihm die Deutsche Demokratische Partei, deren Gründungsväter seine Freunde aus dem Kreis der Gemäßigten waren. Sein Einfluss blieb gewichtig.

Die Verfassung untersagte der Republik, Orden und Ehrenzeichen zu verleihen. Wie Herr Fuhrmann es wunderbar formulierte: »Geschmückte Hofschranzen sollten nicht durch geschmückte Republikaner ersetzt werden.« (Etwas später schmückten sich die Anti-Republikaner mit Parteiabzeichen!) Es gelang Harnack, die preußische Staatsregierung schließlich umzustimmen, und 1924 hat sie den Orden als eine freie Vereinigung anerkannt, »die sich als eine aus sich selbst ergänzende Gemeinschaft von 30 hervorragenden Gelehrten und Künstlern darstellt«. Mitgliedschaft wurde auf Menschen beschränkt, »die der deutschen Nation angehören«, ein Nachteil zu einer Zeit, in der die Wiederherstellung internationaler Beziehungen so wichtig gewesen wäre. Ein Verlust! Ein Beweis dafür ist der

Einsatz sofort nach dem militärischen Waffenstillstand – einen geistigen gab es eben nicht – des holländischen Astronomen und Ordensmitglieds Kapteyn, der mit großer Leidenschaft gegen den Ausschluss deutscher Wissenschaftler aus alliierten Akademien protestierte. Sie sollten Verständnis für den ehemaligen Feind aufbringen und ihre eigene Schuld erkennen. Nach dem Zweiten Weltkrieg, in noch größerer Not, sind Ordensmitglieder oft als Vermittler aufgetreten.

Die erste Nachwahl fand bereits 1923 statt und bezeugte sofort, dass eine neue, freiere Welt begonnen hatte. Albert Einstein, nach 1919 in einer Welt ohne Helden als Weltwunder gefeiert und nur in Deutschland Zielscheibe einer rechten Hasskampagne, wurde gewählt, wie auch Gerhart Hauptmann und Max Liebermann, die Ungeliebten des Kaisers. Richard Willstätter, Chemiker, wurde 1924 gewählt im Jahre seines Rücktritts aus der Münchner Universität, wegen antisemitischer Vorgänge in Berufungsverfahren. Richard Strauss und Furtwängler kamen dazu – der Glanz von Weimar war repräsentiert, dieser schillernden Zeit trotz Wirtschaftsmisere und vergifteter Politik. Käthe Kollwitz wurde 1929 als erste Frau in den Orden aufgenommen: Ihr berühmtestes Kunstwerk, das die mütterliche Trauer um verlorene Söhne darstellt, gehört zu unserem kollektiven Gedächtnis. Die Schrecken des Krieges, die staats sanktionierte Grausamkeit, führten Einstein und Kollwitz zum links-radikalen Pazifismus; ihre genialen Werke waren nicht zu leugnen. Vielleicht haben einige dieser Wahlen ein gewisses Unbehagen erregt; umso aner kennenswerter die Überwindung. Erstaunlich ist die Nicht-Wahl Thomas Manns, der 1929 den Nobelpreis erhielt, den Orden aber erst 1955, kurz vor seinem Tode. Der zuletzt Gewählte 1933, war Ernst Barlach, der bald nachher in die Reihe »entarteter Künstler« befördert wurde.

Weimars Auflösung und Ende war ein Trauerspiel. Herr Bracher, unser Ordensmitglied, hat es zuerst und grundlegend geschildert; seine Analyse umfasst die Vorbelastung der Republik wie auch ihre Schwächen. Nur eine Nebenbemerkung: In Weimar war auch der Tod anti-republikanisch, wichtige Stützen der Republik wurden ihr

durch einen frühen Tod entrissen. So auch Friedrich Ebert, der stets ein Ziel hasserfüllter Anti-Republikaner war; ihm wurde »Landesverrat« vorgeworfen wegen Beteiligung an einem Streik 1918; ein Gericht sträubte sich 1924, ihn freizusprechen. Unmittelbar nach dieser Verleumdung, die einige Wochen später zu Eberts frühem Tod beitrug, veröffentlichte Harnack einen Brief an ihn: »Schmachvolles ist hier zum Ereignis geworden, und in Trauer und Bestürzung sind wir versetzt. Umso lebhafter empfinde ich mit allen guten Deutschen den Dank, den das Vaterland Ihnen ... für Ihr gesamtes vaterländisches Wirken, insbesondere in den Jahren 1918 und 1919 schuldet, und wie dieser Dank heute in Tausenden von Herzen lebt, wird ihn das Urteil der Geschichte für immer besiegeln.« Wenn es nur mehr »gute Deutsche« gegeben hätte – und Urteile der Geschichte sind nie für immer.

Weimars Ende bedingte nicht Hitlers Machtübernahme; die wurde ermöglicht von interessebeladenen Kräften der Rechten und von frivolen Totengräbern in Hindenburgs Umgebung. Dass der Nationalsozialismus für viele verzweifelte und von Ressentiment heimgesuchte Menschen eine große Versuchung darstellte, ist bekannt, aber er hat in seiner gemeinen Dürftigkeit nur wenige Ordensmitglieder, wenn überhaupt welche, überzeugen können. Zwischen dem Nationalsozialismus an der Macht und dem Orden konnte es keinen Frieden geben; der Ordenskanzler hat es bereits heute festgestellt. Die Nationalsozialisten hatten ihre eigene Vorstellung von Ehre, ein von ihnen besonders besudelter Begriff: Ehre hing von Rasse und völkischer Gesinnung ab, und die wiederum verlangte Hass auf alles, was mit Aufklärung und liberalem Geist verbunden war. In seinem Rückblick auf den Orden im Dritten Reich erwähnt der Ordenskanzler einen, meiner Ansicht nach, aufschlussreichen Satz des Kultusministeriums 1935 über den möglichen Ausschluss von Käthe Kollwitz: Nicht ihre Kunst soll angeprangert werden, sondern ihre politische Einstellung, »um jegliches Geschrei im Auslande zu vermeiden«. Also sorgten sich die Machthaber damals noch um Reaktionen aus dem Ausland. Wäre das Geschrei nur größer gewesen!

Eine sich selbst ergänzende Gruppe von unabhängigen Würden-

trägern widersprach dem Wesen der viel bejubelten neuen Bewegung. Der Orden wurde dem Absterben überlassen. Zur Zeit der deutschen Diktatur wurde er nur einmal in der Öffentlichkeit erwähnt, in einem Aufsatz in der *Frankfurter Zeitung* 1942 zum Andenken an die vor 100 Jahren gegründete Friedensklasse, mit der Überschrift »Ein Areopag des Geistes«, unter dem Signet zweier Buchstaben, verfasst von Theodor Heuss, der einem Schreibverbot der Nazis unterlag. In seinem knappen, aber mit Akten, die später im Krieg verloren gingen, fundierten Rückblick erwähnte er auch Käthe Kollwitz. Sein Schlussurteil war eindeutig: »... die Sammlung großer oder doch bedeutender Namen hat jener Stiftung für ein Jahrhundert den Charakter der sonderlichen Dignität gegeben.«

Theodor Heuss war einer der allzu seltenen Glücksfälle in der deutschen Geschichte. Er war wie berufen, dem verwüsteten Land nach Hitler, dem Trümmerhaufen in selbst verschuldeter Erniedrigung, eine neue Zukunft zuzuweisen, sie selbst sozusagen vorzuleben. Seine Persönlichkeit, sein Anstand, seine Weisheit, seine menschliche Behutsamkeit waren wegweisend für ein neues Deutschland. Er war stolz auf das Vermächtnis von 1848, er war verwurzelt im schwäbischen Liberalismus; Naumann, Harnack und Ernst Troeltsch waren seine lehrenden Vorbilder. Er war ein wahrer Liberaler, aus Reflexion, Geschichtsbewusstsein und eigener Natur.

Politiker schon in Weimar, dessen Schwächen er gut kannte, wurde er wichtiger Ratgeber bei der Entstehung des Grundgesetzes. Als erster Bundespräsident war er ein Vorbild von Maß und Versöhnung: Nach dem teuflischen Gebrüll des Dritten Reichs, dieser ruhige, nüchterne, bescheiden-ironische Ton, dieser Stil im Umgang mit Menschen! Er war ein Patriot, der bemerken konnte: »Wir sind kein ganz leichtes Volk«; die Deutschen haben »Angst vor dem Atem der Freiheit«. Als überzeugter Zivillist rief er bei einem Manöverbesuch den Truppen der Bundeswehr zu: »Nun siegt mal schön.«

Seine Anliegen waren Wahrheit und Entkrampfung. Ich habe ihn selbst am 20. Juli 1954 in Berlin erlebt, als der deutsche Widerstand – auch er ein Objekt der Verkrampftheit – zum ersten Mal in der Bundesrepublik eine feierliche Anerkennung erhielt. Heuss hielt

eine ergreifende, unvergessliche Rede, in der er das Recht zum Widerstand hervorhob und die Opfer des fehlgeschlagenen Tyrannenmords würdigte. Für mich waren seine Worte und, später am selben Tage, im Bendlerblock, die Begegnung mit den Hinterbliebenen, den Witwen und Kindern, ein befreiender Wendepunkt in meinem Verhältnis zu Deutschland. Ich sah, es gab es, das andere Deutschland, auch in den Jahren der Unmenschlichkeit.

Bereits 1950 wollte Theodor Heuss den Orden wieder ins Leben rufen. Er schrieb an einen der drei noch lebenden Mitglieder mit der Absicht, »eine würdige und bedeutende Tradition nicht untergehen zu lassen«. Als Neustifter wollte er nicht auftreten, das wäre, wie er schrieb, »eine geschichtliche Geschmacklosigkeit«, aber er würde, wenn gebeten, bei einer Ergänzung des Ordens helfen: »Wenn es auf solche Weise gelingt, ... den deutschen Orden vor den Deutschen selbst und der Welt wieder zur Gestalt zu bringen, so wäre es moralisch-psychologisch und geistig-politisch unzweifelhaft ein Gewinn.« Geistiges Ideal und politisches Kalkül wurden Paten des neu begründeten Ordens. Er bemühte sich um die Liste der neu zu wählenden Mitglieder, darunter Menschen, die er besonders schätzte: Friedrich Meinecke, Emil Nolde, Alfred Weber, Carl Burckhardt und sein enger Freund Albert Schweitzer. Neue Statuten verfügten, dass der Bundespräsident Protektor des Ordens wurde; Frauen wurden ausdrücklich einbezogen, wie auch Ausländer – anders als in Weimar. Dies waren Entscheidungen, für die wir noch heute dankbar sind.

Heuss hat sich unmittelbar nach seinem Entschluss der Wiederbelebung des Ordens in einem sehr persönlichen Brief an Einstein gewandt, der 1933 den Orden verlassen hatte. Er erinnerte ihn an eine frühere Begegnung bei Einsteins Mutter während des Ersten Weltkrieges, jetzt fragend, ob er einer möglichen Bitte zur neuen Mitgliedschaft entsprechen würde. Die Antwort kam schnell und schroff: »Nach dem Massenmord, den die Deutschen an dem jüdischen Volk begangen haben,« könnte ein »selbstbewusster Jude nicht mehr mit irgendeiner deutschen offiziellen ... Institution verbunden sein ...« Heuss hat trotzdem vier Jahre später in einer Rede, die

zufällig mit Einsteins 75. Geburtstag zusammenfiel, jene erste Begegnung mit Einstein erwähnt: »... es blieb, wie ich es eigentlich nur noch zweimal in meinem Leben, bei der ersten Begegnung mit Max Weber und mit Hans Pölgig empfand, der nachwirkende Eindruck des Inkommensurablen, des *Außerordentlichen*, bei dem die Maßstäbe üblicher Begegnungen nicht recht zureichen. *Dies nun*, spürte ich, *ist ein großer Mensch*.«

Einsteins Ablehnung, bei der auch seine lebenslängliche Skepsis gegenüber deutschen Dingen anklang, war nicht die typische Haltung von Flüchtlingen oder Juden aus Deutschland. Im Winter 1945, zum Beispiel, entwarf James Franck, Nobelpreisträger der Physik, Mitarbeiter am Manhattan Project, »im Namen der Feinde und Opfer des Nationalsozialismus«, einen Appell an die amerikanische Öffentlichkeit, dass bei aller Schuld, die die Deutschen auf sich geladen haben, man jetzt keine inhumane Politik gegen sie führen sollte, sondern es ihnen ermöglichen sollte, »beizutragen an der Gründung einer freien, liberalen und humanen europäischen Gemeinschaft«. Einstein, dem Franck den Entwurf schickte, drohte mit öffentlichem Widerspruch. Franck hoffte, Einstein hätte den Appell missverstanden oder »... Du hast alle Hoffnung verloren, dass Moral und Menschenliebe in politischen Fragen eine Rolle spielen können. ... Wenn die Nazis Menschen wie Dir den Glauben genommen haben, dass es einen Sinn hat, »sich für einen größeren Einfluss der Moral einzusetzen«, so haben sie eben gesiegt.« Franck fügte hinzu: »Ich gedenke nie wieder einen Fuß nach Deutschland zu setzen, da ich nicht mit Menschen in Berührung kommen will, die den Nazismus bejaht haben, aber ich will keinen Teil an einer Bestrafung und langsame Vernichtung von Unschuldigen.«

Einstein und Franck waren Gegenpole im Leben der Ausgestoßenen, um einen treffenden Begriff von Heuss zu verwenden. Vielleicht hat Lise Meitner die Grundhaltung vieler ehemaliger Deutschen getroffen, als sie im Oktober 1945 einem holländischen Freund, der sie über ihre Einstellung zu Deutschland befragte, antwortete: »Ich kann sie am besten durch die Worte ausdrücken, ... dass ich mir wie eine Mutter vorkäme, die klar sieht, dass ihr Lieb-

lingskind hoffnungslos missraten ist.« Vielleicht bedarf es der Präzision der Naturwissenschaften, ein so widersprüchliches Verhältnis so knapp zu formulieren.

Und doch nicht hoffnungslos. Sie selbst hat alte Freundschaften schnell wieder aufgenommen und wie viele andere Ausgestoßene sich bemüht, die Kräfte des Anstands im zerstörten Deutschland zu bestärken. Man mag vergessen haben, wie psychologisch schwierig, wie verkrampft und auch verfeindet die Beziehungen zwischen Deutschen und ihren ehemaligen Kollegen, meist jüdischer Abstammung, waren, und zwar auf beiden Seiten. Scham, Misstrauen, auch Hass waren bezeichnend, und die klare Haltung von Heuss oder von Ernst Reuter, selber ein Exilant, waren vorerst Ausnahmen.

Wir wissen jetzt, dass es unter den neuen Ordensmitgliedern der fünfziger Jahre auch einige gab, die an das braune Regime geglaubt haben und ihm dienten. Es war allerdings auch eine Zeit der Verheimlichung, des oft bewussten, unbeschwerten Vergessens. Das Urteil über Wahl und Nicht-Wahl im Orden der letzten fünfzig Jahre überlasse ich Historikern der Zukunft, die besitzen dann die erwünschte Distanz zur Sache. Es ist aber kaum vorstellbar, dass man nicht auch für diese Zeit Versäumnisse beklagen wird.

Der Orden wurde bald ein Ort der Versöhnung. Es wurden sehr schnell ausländische Künstler und Wissenschaftler gewählt; die internationale Gemeinsamkeit – wiederhergestellt nach zwei Weltkriegen – war konkretes Zeichen weltbürgerlicher Gesinnung. Es mag mir gestattet sein, Anerkennung für die großzügige Aufnahme ehemaliger Deutscher auszusprechen. Das war anfangs nicht selbstverständlich, weder bei der Aufforderung noch bei der Annahme. Eine der ersten neuen Mitglieder war Lise Meitner, die in ihrem Leben so viele Enttäuschungen hinnehmen musste. Allein der Versuch, die Gedanken und Gefühle der Neugewählten, die aus einer oft heimatlichen Fremde in eine verschollene Heimat zurückkamen, zu beschreiben, wäre schwierig und anmaßend.

Zum Glück gibt es die Aussagen der Betroffenen; so z. B. die Dankesworte des unvergesslichen Viki Weisskopf: »Ich bin im deutschen Kulturkreis aufgewachsen, zutiefst verbunden mit dem, was man im

besten Sinne deutsche Kultur nennt ... Als ich dann mit 25 Jahren die Schrecklichkeit der Nazis miterleben musste und ich gezwungen wurde, ein internationaler Bürger zu werden, hatte ich die deutsche Kultur sozusagen in der Hosentasche mitgenommen. ... Viel Bedrohliches und Schreckliches geschah während meiner Lebenszeit, hier und dort und auf der ganzen Welt. Es war immer der Gedanke an die Wissenschaft und Kunst, an das Schöne, Wahre und Tiefe, das uns über alles hinweghalf und dennoch den Glauben an die Menschheit nicht verlieren ließ.« Oder auch Sir Bernard Katz, der zwar seine wissenschaftliche Ausbildung in England erhielt, aber in seiner Erwiderung seinen Leipziger Lehrern dankte, dem einen, »der uns die Wurzeln unserer Kultur in der Geschichte und Literatur von Athen und Rom aufzeigte«, dem anderen, »der uns ganz streng beibrachte, die deutsche Sprache, und damit alle Sprachen, als Präzisionsinstrument zu behandeln und zu respektieren«. Zuletzt die Worte meines Freundes und Wahllehrers, Felix Gilbert: »... die Wahl in den Orden ... bedeutet ... Bestätigung der Wiederherstellung von Verbindungen, die abgebrochen waren, mit dem Lande, in dem ich geboren wurde und zu dem deshalb eine besondere Beziehung bestehen bleibt, auch wenn man eine neue Heimat gewonnen hat und in ihr glücklich ist, mit Familien-Tradition, mit dem historischen Denken, das ich in meinen Studienjahren erwarb.« Beim Durchsehen der früheren Historiker, die dem Orden angehörten, sagte er: »Unwillkürlich drängte sich mir die Frage auf: Wie kommst Du in diese Gesellschaft?« Eine mir nicht unbekannt Frage.

Innerhalb des Ordens spürt man keine Unterschiede, die auf Herkunft bezogen sind. Wir alle sind dem Orden für die einzigartige Bereicherung des Lebens dankbar. Vor ein paar Wochen sagte mir der mit vielen Auszeichnungen geehrte George Kennan, dass der Orden »die feinste Gesellschaft wäre, der ich je angehörte«.

Der von Theodor Heuss wiederbelebte Orden hat die Entwicklung der Bundesrepublik zu einer stabilen, liberalen Demokratie miterlebt, durch viele seiner Mitglieder mitgestaltet. Wir konnten die Selbst-Befreiung des unfreien Teils Deutschlands und Osteuropas in dem annus mirabilis 1989 bejubeln, Triumph des neuen, des besse-



ren Liedes. Der Eintritt der Bundesrepublik als eine friedliche Macht in einem hoffentlich auf immer vereinigten Europa bedeutet eine welthistorische Wende. Der Weg war ein Wechselspiel von Hoffnung und Enttäuschung, von partiellem Erfolg und totaler Katastrophe. Das, was sich viele im Vormärz erhofften, was Dichter und Denker voraussahen, ist annähernd, aber unter grundlegend anderen Umständen erreicht worden. Jetzt das Bangen: Fühlen sich die heutigen Bürger dieser zivilen Gesellschaft zufrieden? Erfreuen sie sich des Atems der Freiheit, wie man es früher erwartet hat? Sind sie sich bewusst, wie schwer der Weg hierher war? Wissen sie, dass es ihre Aufgabe sein muss, gerade auch unter den bestürzenden Herausforderungen, die auf uns zukommen, das Bestehende zu verbessern und zu verteidigen?

Abschließend, und in Erinnerung an Heine und Heuss, kein Pathos, sondern nur Dank, Dank an und für den Orden und Dank an unseren Protektor. Möge *fortuna* dem Orden weiter beistehen, möge uns der Geist der Liberalität erhalten bleiben.

Quellenangabe: Mit Dank weise ich darauf hin, dass Professor Diana Barkan, Herausgeberin der *Collected Papers of Albert Einstein*, California Institute of Technology, mir die Korrespondenz zwischen Heuss und Einstein sowie zwischen Franck und Einstein zur Verfügung gestellt hat. Sämtliche anderen Zitate stammen aus gedruckten Quellen.

Der Vortrag von F. Stern ist auch Teil des Jubiläumsbandes des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste 1842-2002, Bleicher-Verlag Gerlingen 2002.